

Zu den kulturellen Herausforderungen der Weltpolitik

Macht und Moral

Volker Kronenberg

Von wegen „Ende der Geschichte“. Von wegen „Triumph“ der liberalen Demokratie im Kampf des Kalten Krieges. Eine neu-alte Unübersichtlichkeit prägt das außen- und weltpolitische Koordinatensystem des Jahres 2000. „Die Gewissheiten einer physischen Bedrohung und einer feindlichen Ideologie, die das Zeitalter des Kalten Krieges kennzeichneten, existieren nicht mehr“, konstatiert Henry A. Kissinger.

Übereinstimmend mit Kissingers Landsmann Benjamin Barber, der die „neue Weltunordnung“ als Mixtur aus „Coca-Cola und Heiligem Krieg“, aus „McWorld und Dschihad“ umschreibt, warnt der in Paris lehrende Anthropologe Constantin von Barloewen vor dem Risiko einer Gleichzeitigkeit des Gegensätzlichen: „Einerseits erleben wir die Globalisierung auf dem Feld der Kommunikation, der Medien und der Finanzmärkte, andererseits erleben wir eine Fragmentierung der Politik durch ethnisch-religiöse Nationalismen und fundamentalistische Tendenzen in den Weltreligionen.“ Während Deutschland, Europa wie Nordamerika zu Kronzeugen wachsender Verelendung und wirtschaftlicher Marginalisierung weiter Teile Afrikas südlich der Sahara, aber auch von Teilen Lateinamerikas, Asiens und des Vorderen Orients werden, sieht sich die außereuropäisch-außeramerikanische Welt einem vehementen, von

außen kommenden Modernisierungsdruck ausgesetzt.

„Das Phänomen der Modernisierung“, so Barloewen, „ist deswegen ein solch konfliktträchtiger Begriff, weil herkömmliche wirtschaftliche Grundlagen und Werte infrage gestellt werden. [...] Die Weltpolitik kreist zunehmend um einen archimedischen Punkt: das Verhältnis zum Anderen, die Verknüpfung von Fremd- und Selbstbildern, wobei moderne Identitäten dezentrierter, schließlich disparater werden. Die Vorstellung von Kultur als Identität stiftendem Ganzen geht in der Weltpolitik zunehmend verloren. Kulturelle Globalisierung ist heute eingebettet in den widersprüchlichen Kontext nationalstaatlicher Abgrenzungen und Staaten übergreifender politischer und technischer Prozesse. Es stellt sich heraus, dass Vereinheitlichung und Differenzierung gleichzeitig stattfinden.“

Was also tun? Wie also umgehen mit den neuartigen Herausforderungen der Weltpolitik an der Schwelle des 21. Jahrhunderts, mit den Fragen nach Kultur, Macht, Moral und Nation? Wenn überhaupt, so reagieren hier zu Lande Politik und Wissenschaft ausweichend und zögerlich. Überzeugende Antworten lassen bislang auf sich warten. Doch nach dem Motto „Es kann nicht sein, was nicht sein darf“ werden Überlegungen wie die von Samuel Huntington

oder Francis Fukuyama hinsichtlich eines möglichen „Kampfes der Kulturen“ beziehungsweise der prekären Grundlagen der liberalen Demokratie allzu schnell zurückgewiesen.

Doch um die jetzt entstehende Welt meistern zu können, bedarf es solcher Überlegungen, die das Verhältnis der verschiedenen Kulturen betreffen, Überlegungen, die den Menschen nicht nur als Mitglied eines Staates oder Marktes, sondern vor allem einer Kultur und Religion verstehen, denn: „Die rigide, materiell-wirtschaftliche Globalisierung führte keineswegs zu einer friedlichen Vereinigung der Menschheit, wie man uns glauben machen wollte, sondern nur zu einer bedrohlichen Vereinheitlichung. Wir müssen andere Wege einschlagen. Eine Kultur ist universal nicht im Sinne eines Absolutheitsanspruches, sondern im Sinne der Offenheit zur Welt. Die eigene Kultur gestaltet sich immer in der Auseinandersetzung mit anderen Kulturen, der Andere ist immer auch ein Ich“ (Barloewen).

Nicht zuletzt mit Blick auf ein stark „vagabundierendes Identitätsbedürfnis“ in den liberalen Demokratien sieht Werner Weidenfeld, Münchner Politikwissenschaftler und Herausgeber der Zeitschrift *Internationale Politik*, die „Demokratie am Wendepunkt“ und fordert – vor dem Hintergrund der Möglichkeit eines künftigen „Kampfes der Kulturen“ im Sinne Samuel Huntingtons – über die Fortschreibung der klassischen Instrumentarien der Machtpolitik hinaus ein europäisches Modell der kulturellen Koexistenz. Dieses könne nur dann legitim formuliert werden, wenn anerkannt werde, dass die von Europa ausgehenden Modernisierungsprozesse einen Zwang zur Selbstbehauptung anderer Kulturen ausgelöst haben. Die bisher existierenden internationalen Organisationen, so mahnt Weidenfeld,

„erfüllen größtenteils die Bedingungen für eine Vermittlung zwischen den Kulturen nicht. Sie dienen in viel zu geringem Maße dem Kulturaustausch und sind zu weit gehend fixiert auf die Regelung technischer Systemprobleme von Wirtschaft und Politik.“

Stellt sich weltpolitisch in letzter Konsequenz die Frage nach dem Verhältnis von Einheit und Vielfalt in der planetarischen Zivilisation und stellt sich somit jene von Martin Heidegger unmittelbar vor dessen Tod formulierte Frage nach der Möglichkeit, ob und wie im Zeitalter der technisierten, gleichförmigen Weltzivilisation noch Heimat sein kann, so steht tatsächlich auch die atlantische Zivilisation vor der Herausforderung, das Verhältnis von Moral und Politik, von Kultur und Nation neu zu bestimmen. Ein Blick nach Osten veranlasst den Bonner Politikwissenschaftler Christian Hacke zu der berechtigten Mahnung: „Dass aber die reichen Industrienationen in Hedonismus und Gefühlskälte verharren, während Menschen und Völker in Osteuropa hilflos in Krieg, Anarchie und Armut versinken, kann den Anfang vom Ende westlicher Zivilisation bedeuten.“

Ungeachtet der nicht nur soziologisch heiklen Frage, ob Europa einen geografischen oder vielmehr einen „imaginären Raum“ (Ulrich Beck) darstellt, betont Huntington mit Blick auf das Verhältnis von Moral, Politik und Kultur: „Kulturen sind relativ; Moral ist absolut. [...] Was die Menschen gemeinsam haben, ist mehr das Gefühl eines gemeinsamen Feindes (oder Übels) als die Bindung an eine gemeinsame Kultur. Die menschliche Gemeinschaft ist universal, weil sie menschlich ist, partikular, weil sie Gesellschaft ist. Gleichwohl entspringt der gemeinsamen *conditio humana* doch eine ‚dünne‘ Moral, und es sind in allen Kulturen

„universale“ Dispositionen anzutreffen. Anstatt die vermeintlich universalen Aspekte einer Kultur zu propagieren, gilt es, im Interesse der kulturellen Koexistenz nach dem zu suchen, was den meisten Hochkulturen gemeinsam ist. Der konstruktive Weg in einer multikulturellen Welt besteht darin, auf Universalismus zu verzichten, Verschiedenheit zu akzeptieren und nach Gemeinsamkeiten zu suchen.“

Der Zukunft atlantischer Kultur beziehungsweise der sie prägenden christlichen Religion zugewandt, kommt Vittorio Hösle aus philosophischer Perspektive zu dem Ergebnis, dass sie nur dann überleben werde, wenn sie, statt die Flucht in den Ritualismus anzutreten, eine rationale und zeitgemäße Ethik ausarbeite und sich gleichzeitig vom Machtmodus der Autorität nicht vollständig verabschiede – denn zu ihm gebe es bis auf weiteres keine Alternativen. „Dank seiner Präsenz in sehr unterschiedlichen Kulturen, der Verbindung einer subtilen Kultur der Emotionen mit einem Rationalismus vor-moderner Prägung, der ambivalenten Einstellung zur Moderne, schließlich dank der straffen Hierarchie, die zu universalistischen Idealen nicht notwendig im Widerspruch steht, hat der Katholizismus Möglichkeiten der Wirkung, von denen zu wünschen ist, dass er sie nützt.“

Von dieser Erkenntnis ausgehend, sollte Botho Strauß' literarisch-philosophische Infragestellung der Gegenwart bedacht werden: „Nötiger denn je hat die Demokratie eine ihr abtrünnige Instanz, zu der sie eine lebhaft Spannung unterhielte. Also der geheime Körper des Widersachers, der magische Schlaf des Königs im Berg? Nein. Es genügt ein klares Herz. In seinem Herzen ist niemand Demokrat“, in der Konsequenz sollte Francis Fukuyamas weniger prophezeit denn problematisierte „Ende der Ge-

schichte“ verstärkt in außen- und weltpolitische Überlegungen einbezogen werden: „Ist der Mensch, der sich mit nichts weiter als der bloßen universalen und gleichen Anerkennung zufrieden gibt, noch ein vollwertiges menschliches Wesen, oder ist er nicht tatsächlich ein Wesen, das unsere Verachtung verdient, ein ‚letzter Mensch‘, der kein Streben und keinen Ehrgeiz mehr kennt? Gibt es nicht eine Seite des menschlichen Wesens, die freiwillig Kampf, Gefahr, Risiko und Wagnis sucht, und wird diese Seite im ‚Frieden und Wohlstand‘ der modernen Demokratie noch gelebt werden können? [...] Ist das Bedürfnis nach ungleicher Anerkennung nicht überhaupt die Basis eines lebenswerten Lebens [...]? Wird nicht das künftige Überleben der Demokratien in gewissem Umfang gerade davon abhängen, dass ihre Bürger nicht nur als Gleiche unter Gleichen, sondern als anderen Bürgern überlegene anerkannt werden wollen? (Könnten sie nicht) in letzter Konsequenz wieder zu bestialischen ‚ersten Menschen‘ werden, die um ihres Prestiges willen blutige Schlachten schlagen, diesmal jedoch mit modernen Waffen?“ Also doch, wie Carl Amery jüngst warnte, Auschwitz als „der Beginn des 21. Jahrhunderts?“

Nicht Empörung, Nachdenken ist angebracht über diese Provokation für jeden allzu voreiligen „One-world“-Strategen. Wie auch immer die Fragen Fukuyamas beantwortet und die Szenarien Huntingtons beschieden werden mögen, so viel ist klar: Weltpolitische Überlegungen an der Schwelle des 21. Jahrhunderts werden maßgeblich bestimmt sein müssen von jenen beiden Kategorien, die optimal zu relationieren die Kunst der politisch Denkenden und Handelnden war und ist: Macht und Moral. Auch in Deutschland.